

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 28 (1945)
Heft: 2

Artikel: Offener Brief : Zürich, den 1. Januar 1945
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409533>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie dem auch sei, die katholische Presse verbreitet eine Weihnachtsbotschaft des Kardinals Schuster, Erzbischof von Mailand, an die in der Schweiz internierten Italiener, in der es unter anderem heißt:

»Ich rufe euch zu: Stellt euch auf die Seite Gottes, der immer der Stärkere bleibt. Hütet euch vor dem gottlosen und zerstörenden Kommunismus! Wer nicht in der Arche Noahs ist, wird in der Sintflut untergehen, und wer sich nicht in der Barke der hl. Apostel neben Petrus befindet, der ist zum Schiffbruche verurteilt.«

Komisch, hat dieser Mailänder Bischof nicht Mussolini gesegnet, sowie Motta den Duce bewunderte?«

Herr Wolff predigt tauben Ohren

Es kommt nicht alle Tage vor, daß der Präsident des Synodialrates der versammelten Synode Vorhalte macht, wie dies der zürcherische Oberrichter Dr. Max Wolff tut. Wir entnehmen den Bericht der Nationalzeitung, Nr. 537.

»Von Oberrichter Dr. Max Wolff ist man es gewöhnt, daß er in seiner Ansprache an die von ihm präsierte Kirchensynode des Kantons Zürich in mutiger, von keinerlei diplomatischer Vorsicht angekränkelter Weise Stellung zu den Zeitfragen nimmt, und nicht davor zurückschreckt, Greuelthaten, von denen die Kunde aus dem Ausland zu uns dringt, beim Namen zu nennen. Aber ebenso wenig zögert er auf unseren Anteil an der Schuld hinzuweisen und die Verantwortung der Kirche zu betonen. In der inneren Gleichgültigkeit, mit der wir heute Sterben und Tod von Millionen Menschen hinnehmen, erkennt er unsere eigene Schuld.

Die Auswirkungen dieses Krieges sind nicht abzusehen. Da müssen wir uns fragen: Wo hat diese Kirche Christi nicht versagt? Wo hat sie nicht geschwiegen oder nicht tatenlos zugegesehen, wo sie hätte sprechen oder doch handeln müssen? So furchtbar hätten die Umwälzungen nicht werden müssen, wenn die Kirche nicht einfach an den Symptomen des drohenden Chaos vorübergegangen wäre. Die Frage nach der sozialen Gerechtigkeit hätte sich die Anerkennung ihrer Dringlichkeit nicht erst durch das Mittel dieses grauenhaften Krieges erkämpfen müssen. Schon früher hat man sich eine Zeitlang mit ihr beschäftigt, doch oft ohne Glauben, mehr so als mit einer Modesache. Jetzt hat man etwas anderes, so ein inhaltloses Geschwätz von Volksgemeinschaft und nationaler Einigkeit. Nackte Lüge und Heuchelei sind diese an und für sich sehr schönen Worte, solange sie nur der Reaktion dienen, die darauf ausgeht, die soziale Frage nicht zu lösen, sondern zu unterdrücken. Gleich ging es der Forderung einer neuen Rechts- und Friedensordnung zwischen den Völkern.

Auch darauf ist man eingegangen, aber nicht mit Hingabe und Opferbereitschaft, sondern mit einer gewissen Zurückhaltung und hat schließlich diese Aufgabe überhaupt verraten. Nicht viel anders ist es mit der Judenfrage. Wäre die Kirche hier wach gewesen, man hätte den Höllenmächten, die heute die Judenfrage auf so furchtbare Weise lösen wollen und die damit auch die Zukunft des Christentums aufs schwerste gefährden, zuvorkommen können. So sehen wir viel Schuld der Kirche Jesu Christi vor unseren Augen. Heute ist von der Kirche ein aktuelles, in den weltumfassenden Gotteskampf unserer Zeit sich hineinstellendes Bekenntnis gefordert. Fraglich allerdings, ob dem Zeugnis der Kirche überhaupt noch irgendwelche praktische Bedeutung zugeschrieben werden darf, ob nicht die Geschichte über die Tatsache, daß eine Kirche als Organisation besteht, die allenfalls Kundgebungen oder Proteste von sich gibt, einfach zur Tagesordnung übergeht. Wird nicht ihre Stimme im Getöse des Weltumsturzes einfach untergehen? Es kommt auf die Art ihres Zeugnisses an. Wenn es zu nicht mehr reicht, als zu irgend welchen billigen Gemeinplätzen, zu oberflächlichen Mahnungen und zur Verkündigung

abstrakter Wahrheiten, wird ihre Stimme ungehört verhallen. Die Kirche muß mithelfen an der Lösung der großen Zeitfragen. Die soziale Gerechtigkeit ist eine wesentliche Vorbedingung für den Wiederaufbau der Welt. Der soziale Staat, in dem der Arbeiter einen gerechten Lohn erhält, der Arme und Schwache nicht um sein Recht verkürzt wird und die Alten nicht darben müssen, das ist Gottes Herrschaft auf Erden. Eine Vertiefung der sozialen Gerechtigkeit wird letzten Endes auch die einzige Macht sein, die der revolutionären Gefahr des Kommunismus begegnen kann. Eine Auseinandersetzung mit ihm ist unausweichlich und von größter Bedeutung, ob sie auf dem Boden reiner Gewalt oder auf der Grundlage eines neuen Willens zur sozialen Gerechtigkeit stattfindet.

Wenn die Kirche nicht aufwacht und nicht wagt, einen wesentlichen Beitrag zum Aufbau einer neuen Welt zu leisten und der sozialen Gerechtigkeit und einer neuen Völkergemeinschaft und Friedensordnung zum Durchbruch zu verhelfen, könnte es leicht sein, schloß Oberrichter Dr. Wolff, daß ihr das Wenige genommen wird, was sie jetzt noch hat.«

Die Wirkung der Worte war verblüffend: Die Synode stimmte einer »Friedensresolution« zu, die sie durch die Depeschagentur verbreiten ließ: »Die zürcherische Kirchensynode bekennt sich aus christlicher Verpflichtung zu aufbauender Friedensarbeit; sie fördert und unterstützt daher alle Bemühungen um eine neue Organisation des Rechtes und des Friedens mit Hingabe und Entschlossenheit. Sie fordert deshalb alle Glieder der Landeskirche auf, allen Haß zu bekämpfen, alles, was die Gegensätze zwischen den Völkern, Rassen und Klassen verschärft, zu vermeiden, und auch im Gebete der kommenden Friedensordnung zu gedenken, damit eine auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründete Völkergemeinschaft aufgebaut werde.«

Hat Herr Dr. Wolff noch nicht gemerkt, daß er taube Ohren predigt? Oder macht er bloß den »Böllima«, damit die Unzufriedenen wieder mit einer Hoffnung geködert werden können? Etwas stimmt nicht mit diesen Reden: entweder werden sie nicht ernst genommen, dann gehört der Redner eben nicht in die Synode, oder sie werden ernst genommen, und dann reift mehr als eine Friedensresolution.

Offener Brief

Zürich, den 1. Januar 1945.

Mein liebes Radio!

Ich liebe Dich, Du Jüngste, Du Schönste, Du Feinste! Nämlich Du jüngste, schönste, feinste Erfindung des menschlichen Geistes. Du hast mir im verflossenen Jahr manche schöne, wertvolle Stunde bereitet; Du hast mir neues Wissen zugeführt, ich habe Deiner Musik gelauscht, ich war gespannt auf Deine Nachrichten vom Tage, ich habe durch Dich Werke der Weltliteratur neu in mich aufgenommen. Ich könnte in der Aufzählung weiterfahren, obwohl ich zu Dir nicht stehe wie zu einem laufenden Brunnen, den man laufen läßt, weil er eben läuft, bald auf ihn achtend, bald nicht, je nach Laune, und schließlich nicht einmal mehr zu spüren, ob er laufe oder nicht, wie es so viele Radio-»Hörer« mit Dir haben. Sondern ich nehme jeden Samstag die Radiozeitung vor, durchgehe die Programme der ganzen Woche und streiche rot an, was ich im Lauf der Woche zu hören gedenke. Rot ist die Farbe der Liebe! Du verstehst? Und was man liebt, vergewaltigt man nicht, man fordert nicht alles von ihm, man möchte es nicht ausschöpfen und gemein machen; man genießt es gewissermaßen mit Andacht. Echte Liebe ist ehrfürchtig.

Klingt das nicht beinahe wie ein Liebesbrief? Ja, ich möchte

Dich, liebes Radio, wirklich mit dem Weibe vergleichen, nicht mit einem bestimmten Weibe, sondern mit dem Weibe als Allgemeinerscheinung in seinen unzähligen Variationen. Du bist das Weib als Summe der Variationen von jener seelisch-körperlich hocheufreulichen Art an, die uns nach dem Dichterwort als Ewig-Weibliches hinanzieht, bis zu jener andern, gegenteiligen Sorte, die man als dumme Gans bezeichnet, womit man den gefiederten Gänsen vielleicht unrecht tut. Demgemäß ist meine Liebe zu Dir nicht allgemein und unbedingt, sondern mein Verhältnis zu Dir wechselt von Liebe und Begeisterung durch Gleichgültigkeit bis zur entschiedenen Ablehnung, je nachdem Du das Edle, Echte, Erhebende, Hinanziehende Deines Wesens spielen lässest oder ganshaft schnatterst, Ammenmärchen, Sonntagsschulweisheit und dergleichen alten, ausgequetschten Drusch zutage fördest, was Dir gar nicht ansteht.

Ich weiß wohl, daß Du nicht nur auf zwei Achseln Wasser tragen mußt: Du solltest es allen recht machen, was bekanntlich eine Kunst ist, die niemand kann. Jeder glaubt, Dir gute Ratschläge erteilen zu müssen, weil jeder meint, seine eigenen geistigen Bedürfnisse seien selbstverständlich auch die der andern Menschen. Bei dieser Gelegenheit muß ich mir ausnahmsweise einmal an die sonst sehr sündhafte Brust schlagen im Bewußtsein, nicht so zu sein wie die genannten Sünder, die alles besser wissen wollen als Du. Denn, wie schon angedeutet, ich höre nicht wahllos alles, um mich über das zu ärgern, was mir nicht in den Kram paßt, und über Deine Programmgestaltung zu schimpfen. Mein Verhältnis zu Dir, mein liebes Radio, ist so positiv, wie es vielleicht nicht allzu oft vorkommt: ich wähle aus, ich lasse mir von Dir nur das geben, wovon ich zum voraus mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, daß es mich befriedige, erfreue oder entzücke, je nach seiner Art. Auf diese Weise bleiben wir gut Freund; Du ziehst mich hinan, und Du wirst in mir einen idealen Hörer erblicken.

Ich stelle auch keine ungebührlichen Anforderungen an Dich. Zum Beispiel erwarte ich nichts von Dir, von dem ich annehmen könnte, Du würdest Dir damit die Finger verbrennen, etwa am theologischen Feuer, was beispielsweise mit Vorträgen freigeistiger Richtung, so über weltliche Ethik, über die Wünschbarkeit der Trennung von Kirche und Staat und der Befreiung der Schule vom kirchlichen Einfluß, geschehen könnte. Da würde Dir von den Herren im Talar und in der Soutane schön auf die Finger geklopft werden! Nein, solche Selbstopferung verlange und erwarte ich nicht von Dir. Du lebst nun einmal von den Predigten. Also predige! Mich stört's nicht; Predigten haben in meinem Programm kein rotes Zeichen. Ueber die Weihnachtszeit hatte mein Apparat Ruhe.

Aber Du sprichst und musizierst nicht nur, Du schreibst auch, Du schickst einem Deine Zeitung ins Haus, und Zeitungen sind da, um gelesen zu werden. Also nahm ich gleich nach Empfang Deine »Schweizerische Radiozeitung« zur Hand, die Silvesternummer nämlich, die auf der ersten Seite in feierlichen Lettern die Leitartikelüberschrift »Gläubiger Optimismus an der Schwelle des Jahres« trägt.

»Optimismus ist immer gläubig, das heißt zuversichtlich«, sagte ich zu mir, »der Titel enthält einen Pleonasmus.« Dann begann ich zu lesen. Selbstverständlich stellt man in einer Silvesternummer Betrachtungen an, warum nicht auch die Radiozeitung! Sie begründet's auch gleich in einem redaktionellen Begleitwort: »Wir glauben (deshalb), mit einigen besinnlichen Worten an diesem dunkel beschatteten Jahresübergang einem manchenorts lebendigen inneren Bedürfnis zu entsprechen.«

Also ging ich den besinnlichen Worten nach, die von Leid

und Verzweiflung und von Problemen sprechen, was für unsere Zeit leider nur allzu selbstverständlich ist. Dann vernahm ich, daß über der »Summe der Probleme der stille Bogen der Ewigkeit steht, der alles wie ein Himmel liebevoll umspannt und die Sterne strahlen läßt über Wirtschaft und Not, Leben und Tod«. Das machte mich stutzig. »Phraseologie!« sagte ich zu mir. Man kann's aber auch »poetisch« nennen; man darf eine Silvesteransprache nicht mit zu kritischen Augen betrachten. Immerhin sollte man sich auch bei poetischen Bildern etwas vorstellen können. Bogen der Ewigkeit, der über Wirtschaft und Not, Leben und Tod steht? Und dazu noch alles liebevoll umspannt? Wir hören die »Liebe« Tag für Tag vom Nordwesten her donnern. Aber es handelt sich mir nicht um die Bemängelung mehr oder weniger poetischer Floskeln, sondern um das Weltanschauliche, das mit den Floskeln allerdings vermengt ist und mit ihnen einen Brei bildet. Das Pauluswort wird angeführt: »Ist doch die Schöpfung der Vergänglichkeit unterworfen. Wir wissen nämlich, die ganze Schöpfung ist voll Seufzen und Wehen bis auf diesen Tag.« merke wohl, geneigter Leser: trotz der liebevollen Umspannung und dem Sternstrahlen über aller Not.

Der Verfasser, ein Herr Professor Doktor Xavier von Hornstein*, findet dann richtig heraus, daß »die schwere Tragik, die seit den Uranfängen über der Menschheit liegt, irgendwo ihre Quelle haben« müsse. Und zwar hat nach seiner Meinung »der Christ diese Quelle nicht lange zu suchen«.

»Einverstanden!« sagte ich zu mir selber, denn ich folgerte so: Der Christ glaubt an Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat mit allem, was drin und drauf ist, und darum ist auch er es, der dem Leben die Dosis Tragik beigemischt hat, die Zwingli berechnete, zu sagen: Mit dem Leben ist's ein Elend und keine Seligkeit. Ergo: Gott ist die Quelle der Tragik, des Uebels, des Bösen.

Aber die Gedanken des Herrn Prof. Dr. X. von H. gehen einen andern Weg. Nach ihm liegt diese Quelle »im Paradiese am Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen«. Und nun folgt die Quintessenz, die Sturmlaterne, die uns aus dem Dunkel des ewigen Schlamassels hinaus zündet: »Der Glaube an Sündenfall und Erlösung ist darum auch allein imstande, die Frage nach dem ‚Woher‘ und ‚Wozu‘ der fortwährenden Menschheitstragik zu lösen.«

Die weitem Ausführungen bewegen sich in derselben Richtung. Der Verfasser kommt zu der tröstlichen Erkenntnis, daß wir keinen Grund zur Verzweiflung haben, nämlich — »nachdem der Meister aller Meister gesprochen hat: ‚Betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen: euer himmlischer Vater ernährt sie' . . . und so weiter in dieser Art. Darnach hatte ich genug, wahrhaftig! Wie blutiger Hohn auf die Wirklichkeit schrillten mir diese Worte in die Ohren, wie Hohn auf die Soldaten im Felde, auf die Ausgebombten und heimatlosen Vertriebenen, die nichts als den Himmel mit seinen Vögeln über sich haben! Ja, ich kann nicht verschweigen, daß ich beim Lesen dieser Phrasen empört P T ausgestoßen habe, was nicht etwa bedeutet »Post Telegraph«, sondern »Pfui Teufel!«

Weil's nun aber bei Dir, (liebes) Radio, so biblisch klingt, so sage auch ich zu Dir ein biblisches Wort: »Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan.« Im übrigen werde ich mich besinnen, ob es für mich nicht klüger ist, an den Sonntagen die Sektierertraktätchen einzuheimsen, die gratis angeboten werden, als Deine Zeitung zu halten, die ich teuer bezahlen muß; inhaltlich kommt's ja auf dasselbe hinaus.

Fürs neue Jahr wünsche ich Dir Glück und journalistische Besserung.

E. Brauchlin.

Nachschrift der Redaktion: * Prof. Dr. X. von Hornsteins Ableger finden sich in der Regel in der »Schweizerischen Kirchenzeitung«. Damit dürfte auch der Leitartikel in der Schweiz. Radiozeitung charakterisiert sein. Die Wünsche für »journalistische Besserung« werden weder bei von Hornstein noch bei der Radiozeitung etwas nützen.

Karl Werber-Thiele

Karl Werber wurde am 14. April 1876 in Basel geboren. Nachdem er die Primar- und Sekundarschule durchlaufen hatte, begab er sich nach Landeron, um die französische Sprache zu erlernen. Vom Welschlandaufenthalt nach Basel zurückgekehrt, trat der aufgeweckte Jüngling eine dreijährige, kaufmännische Lehre an und war nach deren Absolvierung anderthalb Jahre in einer Basler Firma tätig. Doch es zog den jungen Angestellten in die Fremde. Deshalb begab er sich nach der Rekrutenschule aufs Geratewohl nach Paris, fand aber dort bald eine Stelle in der Holzbranche. Er verbrachte in der vom rasch pulsierenden Leben durchfluteten Weltstadt vier erlebnisreiche Jahre, von denen er später mit Vergnügen als der bewegtesten Epoche seines Lebens erzählte. Doch auf die Dauer konnte sich Karl, der mit Basel verwachsen war, der alten Stadt am Rhein nicht entziehen. Er kehrte in sie zurück und fand anfangs 1902 bei einer Baufirma eine Anstellung, die er als Liegenschaftsverwalter und Kassier bis zu seiner Erkrankung inne gehabt hat.

Im Jahre 1914 verheiratete sich Karl Werber mit Louise Thiele, die ihm im folgenden Jahre einen Sohn, Hans, schenkte und die als treubesorgte Gattin mit aufopfernder Liebe seine Leiden zu lindern suchte. — Nie von einer ernsthaften Krankheit befallen, zog sich der liebe Verstorbene Anfang Oktober nach einem Herbstausflug plötzlich eine Lungenentzündung zu, der eine schwere Komplikation folgte, welche einen operativen Eingriff notwendig machte. Der bereits geschwächte Körper war ihm nicht gewachsen, so daß Karl Werber am 16. Dezember 1944, in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, sanft entschlummert ist. Es war, als ob eine aufgezehrte Kerze auslöschte.

Die Gesinnungsfreunde von Karl Werber können es kaum fassen, daß er gleichsam mit dem letzten Wort auf den Lippen nach so kurzem Krankenlager dahingerafft worden ist. Wir alle hätten ihm einen langen, sonnigen Lebensabend gegönnt; er hätte ihn redlich verdient. Denn Karl Werber gehörte zu den Menschen, denen Arbeit Lebensbedingung ist. Geschickt in der Hand, war ihm eine erstaunliche handwerkliche Fertigkeit eigen. Den kleinsten Erscheinungen ging er auf den Grund und verstand es, in geschäftlichen Dingen rasch und sicher zu disponieren und dabei die Interessen seiner Firma gewissenhaft, gewandt und grundehrlich zu wahren. Seine selbstverständliche Art des Handelns schnitt unnötige Diskussionen ab. Es kommt mir vor, ich müßte ihn noch sagen hören: Ich bin meiner Sache sicher. Und so war es. Wie er sich seiner Sache sicher fühlte, so sicher konnte der auf ihn bauen, dem er sein Wort gegeben hat. Darum waren alle Aemter, die ihm im Laufe der Jahre anvertraut worden sind, bei ihm gut aufgehoben.

Ueber drei Jahrzehnte ist es her, daß Karl Werber der kurz vorher gegründeten freigeistigen Vereinigung beigetreten ist. Weder philosophische noch naturwissenschaftliche Studien ha-

ben ihn, trotzdem er gerne und eifrig populär gehaltene Schriften weltanschaulichen Inhaltes gelesen hat, zu einer freigeistigen Weltanschauung und Lebensauffassung geführt. Ihn leitete seine praktische Vernunft. Als starke, in sich gefestigte Natur hatte er den Mut, die Konsequenzen zu ziehen. Gerade die letzten Wochen seines Lebens haben gezeigt, wie fest Gesinnungsfreund Werber mit dem Leben verbunden und wie abgeklärt er gewesen ist. Geduldig, ja mit Humor hat er die schwere Krankheit ertragen, bis zum letzten Atemzug ist er, klar im Geiste, seiner freien Einstellung treu geblieben. Für diese Treue danken wir ihm. Sie ist der Maßstab für den inneren Wert eines Menschen. Zugleich dankt ihm die freigeistige Vereinigung für alles, was er als rühriges, treues Mitglied, als Aktuar und Kassier während vieler Jahre geleistet hat.

Karl Werber war uns allen ein zuverlässiger, lieber Freund. Seine prägnanten, oft sarkastischen Bemerkungen, sein trockener Humor, seine originellen Einfälle — denken wir nur an die Sonnwendfeiern, wo er mit seinen Schnitzelbänken und Zauberkünsten groß und klein ergötzte — kurz, sein ganzes Wesen werden wir vermissen und ihm über das Grab hinaus dankbar sein.

C. F.

Sie wünschen zu wissen?

Durch welches Gesetz ist den Jesuiten die Niederlassung in der Schweiz untersagt, und wo haben sie sich zur Zeit wieder eingeknistet?

I. E. in W.

Antwort an I. E. in W.: Diese Frage kann in dieser Nummer nicht behandelt werden, da der Raum zu knapp ist. Wir bitten Sie, sich bis zum Erscheinen der in Vorbereitung befindlichen »Jesuiten-Nummer« zu gedulden. Wie schwierig Ihre Frage zu beantworten ist, ergibt sich aus folgendem:

In der Aare gibt es Aale. Aber wo sie sind, das ist schwer zu sagen, denn die Fischer wissen bloß, daß sie in dieser und jener Gegend vorkommen. Genau wo, das weiß niemand. Wenn man aber einen Aal an der Leine hat, dann kann niemand kommen und behaupten, daß dies kein Aal sei, weil man ihn eindeutig kennt. Auf die Jesuiten übertragen heißt das, jedermann weiß, daß es in der Schweiz, trotz Jesuitenverbot, Jesuiten gibt, aber niemand weiß genau wo. Außer der aus Innsbruck importierten Kolonie, die immer noch in Sitten nistet, hat es eine Menge Jesuiten in der Schweiz. Aber wo? Jesuiten festzustellen, ist viel schwieriger, als den eben »aalglatten« Aal festzustellen, denn dieser kann sich nicht durch falsche Papiere als Nichtaal ausgeben, was aber die Jesuiten jederzeit können. Bei ihnen heiligt bekanntlich der Zweck die Mittel und was wäre der Kirche leichter, als ihnen eben andere Papiere auszustellen. Das für heute. Warten Sie also bitte bis zum Erscheinen unserer Jesuiten-Nummer. Vielleicht können Sie die darin gegebenen Auskünfte zufriedenstellen.

Die Frommen

Hoffmann von Fallersleben

Ihr wollt, es soll nur hier auf Erden
Ein Hirt und eine Herde sein,
Die ganze Welt soll dienstbar werden
Dem Wort des Herrn, nur ihm allein.

Ihr habt die Bibel in den Händen,
Das Bajonett auf dem Gewehr —
Soll so sich unser Leiden enden?
Ist das des Heiles Wiederkehr?